

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Totschläger.

Von Alfons Brehld.

„Hund, elendiger Hund!“

Und dann kam noch ein fürchterlicher Fluch durch die niedere Stube geprallt. Der fiel aber aus keinem wutvergeiferten Mund, sondern aus einer wie zu einem Stein zornverkrampften Faust und war ein schrecklicher Hieb, der einen blonden, eisenharten Schädel wie eine leere Zigarrenkiste einschlug.

Als der kräftige junge Männerkörper auf die üdurchstränkten Steinfliesen des Berggasthauses hinschlug, schwerplumpsig wie ein voller Kernsack, kam es dem Fausttrager zum aufrüttelnden Bewußtsein, daß er einen Menschen totgeschlagen, also ein Mörder war.

Eine atemdroffende schwarze Hülle warf sich über sein bisher so frohes Arbeiterleben. Einen Augenblick fühlte er sich in einem steinernen Sarg liegen, an dessen Deckel sich eine lebenshungrige Jugend vergeblich wundstieß.

Dann weitete sich vor seinen Augen die enge, tabakqualmerfüllte Wirtsstube zu einem mächtigen Raum, der erfüllt war von einer Unzahl Menschen, die alle Blicke voll Abscheu für ihn hatten, mit den Fingern auf ihn wiesen und anklagend ihn anheulten: „Mörder!“

So litt er schon jetzt zwiefachen Tod: den der Gerechtigkeit und den der Schande für seine Tat. Und es kam noch der Tod der Rache dazu.

Denn es schrumpften auf einmal all die vielen Menschen vor ihm zu einer knöchernen Faust zusammen, die spannte sich um seinen Hals, und er hörte die Stimme des Erschlagenen: „Mörder!“

Eine klagende Frauenstimme riß ihn aus seiner Betäubung: „Franz, Franz! Heiliger Gott, was hast Du getan? Schau nicht so wild, ich bin's ja, Dein Annerk!“

Seine Braut war es, die ihn ins Gesicht klagte. Ihre aufrüttelnden Worte voll Herzweh und Verzweiflung rissen ihn unbarmherzig über den roglühenden Rest des Geschehenen.

Und er wachte auf zu tierischer Selbsterhaltung. Aus der brennenden Not seiner Seele schrie er mit brutaler Härte das Mädchen an:

„Weil der Hundskerl, der Fallot, meine Maschin' schimpfieri hat, hab ich ihm eine feste aufs Dachel geben!“

Darauf ließ er sich von der erschienenen Polizei abführen.

Der Maschinenwärter Franz Schreibledner und der Transmissionsaufseher Ferdinand Gruber, beide in der großen Zuteppinnerei angestellt, waren seit Jahr und Tag gute Freunde gewesen. In der ewig feuchtheißen Dampf- und Döschwüle des Maschinenhauses hatten sie sich kennen gelernt und die Brücke getreulicher Freundschaft in die Atmosphäre der Gassen, Vorstadtgärten und Gasthäuser hinübergespannt.

Ueber diesen wohlgebauten Brückensteg war dann im Laufe der Zeit von den zwei Freunden schon manche frohe glückliche Stunde in ihr für gewöhnlich so graues Arbeiterleben getragen worden.

Keiner besuchte ohne den anderen eine festliche Veranstaltung, keiner machte ohne den anderen einen Ausflug in die Umgebung. In jeder Wählerversammlung, Werkstattbesprechung sah man die beiden Freunde nebeneinander sitzen, immer für die gleiche Meinung sich einsehend. Lachen und Schimpf kam aus ihnen in festener Eintracht nach einem rätselhaften Geheiß. Sah man an einem regnerischen Sonntag den langen dünnen Gruber Ferdl in der verrauchten Extrastube des Vorstadtkaffeehauses die Karten schwingen, so konnte man eine Wette eingehen, daß einer der Spielpartner der Maschinenwärter Schreibledner war.

Die schöne Freundschaft der so ungleichen Menschen bekam mit der Zeit einen solchen Grad an Innigkeit, daß Schreibledner, als er anfang, einem Mädchen aus der Nachbarschaft den Hof zu machen, vorerst den Gruber ganz ernsthaft fragte, ob er einverstanden sei und dazu raten könne. Erst nach dessen Zustimmung wagte er es, der Weghuber Annerk seine Liebe und ernststen Absichten zu erklären.

Als der bisherige Schlafgenosse des Transmissionsaufsehers als Soldat einrücken mußte, gab der Maschinenwärter seine hübsche Wohnkammer auf. Er mußte zu seinem einsam gewordenen Freund ziehen, der in einer halbdunklen Stube hauste, die er mit seinem minderen Lohn nicht allein bezahlen konnte.

Nur in einem waren die beiden Freunde nicht eines Sinnes, behauptete jeder starr und steif seine eigene Meinung. Das war in ihrem Verhältnis zur Maschine, die sie beide zu bedienen hatten. Der eine ihren ganzen vielgliedrigen Leib, der andere ihre gewaltigen Hände, mit denen sie ihre Kraft in die entlegensten Winkel der Fabrik schleuderte.

Der Maschinenwärter liebte das ihm anvertraute Werk über alles, war stets voller Sorge um die Räder, den mächtigen Bauch, posterte die Manometer und Griffe, daß sie wie zierliche Sönnchen aufleuchteten, und immer hing sein Blick voll Stolz und Liebe an dem ungeheuren Körper des Ungetüms aus Stahl und Kupfer.

Gerade das Gegenteil fühlte der Transmissionsaufseher Gruber. Haß und oftmals eine unaussprechliche Furcht ergen die Liebe und das Vertrauen seines Freundes zur Maschine ein. Nur mit Widerwillen ging er zur Frühe des Tages an seine verfluchte Arbeit. Unausgesetzt war er voll des Mißtrauens, das ein Schwächerer gegen eine ihm feindlich gesinnte Macht empfindet. Er wurde erst wieder Mensch, der sich seines Daseins freuen konnte, wenn die Dampf sirene Feierabend verkündete und die tausenden Räder mit einem ersterbenden Fauchen in die Dämmerung der Säle schlief hin-sanken und stumm wurden.

Gruber hatte es einigemal versucht, seinem Freund die Menschenfeindschaft der Maschinen zu erklären und in dessen Herzen den gleichen Haß großzuziehen, der in ihm sein arges Wesen trieb. Aber seine plumpen Beschimpfungen hatten bei dem sonst guimütigen Maschinenwärter Wutausbrüche zur Folge gehabt. Darum verbarg Gruber des lieben Friedens willen schlecht und recht seine wahre Gesinnung. Wenn nun Schreibledner vor Kameraden in den hellsten Tönen der Begeisterung von seinen Motoren sprach, biß sich Gruber voll unterdrückten Zornes und Schmerzes die Zähne ineinander, um nicht das Gegenteil herauszubrüllen. Und insgeheim wuchs in ihm eine eiserne Furcht zur Gewißheit auf, daß in dem roten Maschinenhaus Stahl und Messing, Kupfer und Eisen, Riemen und Radwerk über sein und seines Freundes Verderben nachsannen. . . .

Der Zeitpunkt der Kesselreinigung war gekommen. Sie dauerte von Samstag abend bis Montag früh. Während Gruber dem kontrollierenden Ingenieur das einwandfreie Funktionieren der Transmissionsen und Sicherheitsvorrichtungen vorführen mußte, saß der Maschinist in dem Fabrikgasthaus, verzehrte sein Nachtmahl und wartete auf seinen Freund, um die Feuer zu löschen und die Kessel zum Einstieg bereit zu machen.

Eben wollte sich Schreibledner noch eine Zigarre bestellen, als die Tür aufsprallte und Gruber wie hereingeschleudert gegen einen Tisch stog. Er sah fürchterlich aus. Die blaue Zeugbluse hing ihm, mit dem heruntergerissenen Hemd zu einem Strick verdreht, am Leibe herunter. Seine nackten Schultern, Brust und Rücken sahen aus, als wären sie durch das schmutzigste Tropföl gezogen worden. Das Gesicht sahle leichenhaft unter dem wirren, schwarzen Haarschopf hervor und die Augen waren die eines wütenden Hundes, der Wasser sieht. Mit keuchendem Schreien kam es aus seiner stoßenden Brust:

„Jetzt hat's mich endlich einmal erwischt, das verfluchte Luder. Ich trete oben auf der Transmissionsbrücken, da ruft mich der Herr Ingenieur; ich drehe mich um und schon hat's mich beim Frack, das elende eiserne Viech, dreht mich um die Scheiben, und nur weil der Ingenieur gleich abgestellt hat, picl ich jetzt nicht als Fettsack auf der Mauer wie eine Heringsseele! Ich hab's ja immer g'sagt, daß 's der scheinhellige Hundstrampen auf mich abg'sehen hat. . . .“

Erregt fiel ihm der Maschinenwärter in die Rede: „Freddl, was schimpst denn auf die Maschin'. Du bist ja selbst schuld dran.“

Der Aufseher war irr vor überstandener Todesangst und spie seinen Freund an: „Was hast g'sagt. Vielleicht noch dankschön sagen

soll ich, wenn mich der Sauerer hing'richt hätt'. Mit Dynamit sollt's in die Luft gesprengt werden, das vermaledeite Puder!"

"Du, Gruber, halt dich z'rück!"

"Ich mich z'rückhalten, wo's um mein Leben gehen ist? Daß ich nicht lach. Und wann der Direktor vor mir steht, sag' ich das selbe. Du Schürferl möcht'st am liebsten deiner Maschin' hinten neinkriechen. Aber heut' hab' ich's dem Mistviech gezeigt; mit der Spizha'n hab' ich ihr die Schlihaugen vom Schädel gehaut!"

Der Maschinist fühlte Feuer im Gehirn, heiß und rot schließt es ihm in die Augen. Er taumelt und stiert dem Gruber ins Gesicht:

"Was hast getan, was...?"

"Deiner eisernen Geliebten den Hirnkasten eingehaut!"

Schreibelechner spürte die Haare auf dem Kopfe brennen und sein Herz lag in glühender Lohe. Er sah seine Maschine, sein Werk beschimpft, entehrt. Ein furchtbares Etwas, gegen das anzukämpfen er nicht mehr die Kraft hatte, ballte ihm die Faust, riß sie in die Höhe und ließ sie auf die Stirne des Schmähers fallen. Das Gesicht Grubers höhnte noch einmal fragenhaft auf, dann verschwand es mit dem Falle eines schweren Körpers. Als die Faust Schreibelechners pendelnd zurückschlief, atmete Ferdinand Gruber nicht mehr.

Das Kristalltelefon.

Von R. H. Francé.

Während unsere Väter noch mit Begriffen wie „lebende Bilder“ oder „sprechende Bogenlampen“ nichts anzufangen gewußt hätten, gehört in unseren Tagen solches schon zum Begriffsschatz jedes hellen Jungen. Und wir sind auf dem Wege, die Reihe dieser wunderbaren Erfindungen noch auszubauen. Denn soeben schließt sich ihr als dritter Begriff der „singernde Kristall“ an, angelehnt an die großen technischen Bedeutung, die dieser neuen französischen Entdeckung innewohnt, scheint sie vielleicht der Ausgangspunkt für heute noch ganz unabsehbare Möglichkeiten zu sein, die unser Weltbild und damit auch unser Leben bereichern.

Was sollen „singernde Kristalle“ sein? Ihr Entdecker, S. Russell, einer der Leiter der großen französischen Gesellschaften für drahtlose Telegraphie, gibt dafür folgende Erläuterung:

Alle Kristalle verhalten sich dem elektrischen Strom gegenüber in eigentümlicher Weise. Werden sie erwärmt, sind ihre Pole in verschiedenem Sinn elektrisch geladen. Das verschwindet in dem Augenblick, in dem die Temperatur gleichmäßig wird. Kühlt man sie aber ab, so stellt sich die Erscheinung aufs neue, doch in umgekehrtem Sinn ein: der früher positive Pol wird nun negativ.

Als man über diese „Wärmeelektrizität“ nachsann, sagte man sich, daß sie irgendwie durch Lageveränderungen der kleinsten Kristalleite, also der Moleküle, hervorgerufen sein muß, denn wie jeder Körper, so werden auch die Kristalle durch Wärme ausgedehnt, durch Kälte aber zusammengezogen, also in ihrer Gestalt verändert.

Es war nun recht scharfsinnig, als man weiter schloß: Stimmt diese Ansicht mit der Wirklichkeit, dann müsse auch durch Zusammenrücken eines Kristalls eine elektrische Ladung entstehen. Tatsächlich erfolgte dies auch, aber irgendeine praktische Anwendung dieser Druckelektrizität ließ sich lange Zeit nicht finden. Nun ist auch dies gelungen, und darin besteht das Wesen der neuen Entdeckung. Man wählte zu den ersten Versuchen besonders große Kristalle des Selignette-Salzes (eigentlich Kalinatron), das rhombische Säulen bildet, die rasch, billig, in beliebigen Mengen aus der wässerigen Lösung gebildet werden können. Es lassen sich auf diese Weise Kristalle von einem Fünftel Pfund Gewicht gewinnen, die sich merkbar verdrehen, wenn man sie mit einem Draht umwickelt, durch den man einen elektrischen Strom schiebt. Nach dem oben Gesagten wird man das auch leicht verstehen, denn der Druck bewirkt eben eine molekulare Umlagerung genau so, wie eine Molekülverschiebung durch Druck entsprechende druckelektrische Erscheinungen ausgelöst hätte.

Wählt man nun zu dem Versuch Wechselstrom, dann erfolgt eine Drehung der Moleküle je nach der Stromrichtung bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, mit anderen Worten: die Masse des Kristalls fängt an zu schwingen. Man hat es nun leicht in der Hand, diese Schwingungen zu regeln. Sie hängen gefezmäßig von der Frequenz des Wechselstroms ab, beschleunigen und verlangsamen sich mit ihm. Richtet man ihn so ein, daß er den musikalischen Tönen nahe kommt, wobei also das Kristall in der Sekunde etwa 800 bis 1200 Schwingungen ausführt, dann werden diese Schwingungen auch hörbar als wunderbar klarer, wirklich „kristallreiner“ Glockenton. Mit anderen Worten: der Salzkristall singt.

Ein im Grunde genommen sehr einfacher Zusammenhang ist so die Ursache einer Erscheinung, die geradezu zauberhaft wirkt.

Man hat nun neuestens in Amerika, von der Western Electric Co. aus, die singenden Kristalle in den Bereich der praktischen Anwendungen gezogen und mit einer Telephoneinrichtung verbunden, ebenso neuestens auch mit Grammophonen. Man kann dadurch

(durch Hintereinanderschaltung einer ganzen Reihe von Selignette-Kristallen) die verblüffendsten Wirkungen erzielen. Die Schwingungen der menschlichen Stimme oder des Tones von Instrumenten können dermaßen verstärkt werden, daß man sie auf 15 bis 20 Meter Entfernung hörbar machen kann.

Das ist eine Angelegenheit von größtem Wert. Denn es besteht nun die Hoffnung, Konzerte telephonisch für das Publikum eines anderen Saales allen gleichzeitig hörbar übertragen zu können; in Fabriken, Schulen, Bureaus eröffnen sich ungeahnte Möglichkeiten von Arbeitsvereinfachung, wie ja stets und immer der wahre Wert aller Erfindungen niemals in ihrer ersten Anwendung lag, sondern in der Vereinfachung der Anwendungsmöglichkeiten, wenn man sie erst einmal in die Mannigfaltigkeit des täglichen Lebens einführte.

So mag man denn nach einem oder mehreren Menschenaltern auf die „singernden Kristalle“ ebenso lächelnd zurückblicken, wie wir heute uns der ersten Versuche der Vorfahren erinnern, die sich damit unterhielten, daß geriebener Borsstein Papierstängelchen anzog und wieder abstieß, oder die ein mit Schlihen versehenes Rad in Drehung versetzten und sich dann der Menschen erfreuten, die darin zu laufen schienen, was bekanntlich der eigentliche Ausgangspunkt des Kinetographen war.

Eine jüdische Arbeitsarmee in Palästina.

Artur Holtzner, der seelenkundige Verehrer Amerikas und Sowjetrußlands, hat seine Sehnsucht, an allen modernen Problemen der Menschheit mitzuarbeiten, nach Palästina geführt, ins Land der jüdischen Kolonisation der Zionisten und wertvollen Utopisten. Aus seinen Berichten („Reise durch das jüdische Palästina“, S. Fischer, Berlin) geben wir einen Abschnitt wieder, der den Sozialisten besonders angeht.

Am stärksten interessiert den Sozialisten, der sich in Palästina umsieht, das neuartige überraschende Gebilde der „Gduth Haawoda“, der Arbeitsarmee.

Das ist eine radikale Formation, nach russischem Muster aufgebaut und von rein kommunistischen Grundsätzen bestimmt; zugleich eine Arbeiter- und militärische Organisation, die ihre Mitglieder unter strengen Bedingungen äußerer und innerer Disziplin zur Arbeit und zum Selbstschutz unter Waffen anhängt.

Die Idee zur Gduth entstammt dem russisch-jüdischen Legionär Josef Trumpeidor, dem Märtyrer der jungen palästiniischen Kolonisation, der vor zwei Jahren bei der Verteidigung der kleinen obergaliläischen Niederlassung Tel-Chai gegen marodierende Beduinen gefallen ist. Aus russischen Gefängnissen führte ihn die Revolution in die Freiheit. Er kämpfte als Kapitän im englischen „Zion Music Corps“ an vielen Fronten und zog mit Allenby in Jerusalem ein. Ich habe sein Bild in ganz Palästina gesehen. In Zellen, Baracken, Steinhäusern, neben denen Weizmanns, des Präsidenten, und Herzls, des Schöpfers der zionistischen Weltorganisation, — an Orten, wo Arbeiter lebten und sich versammelten; öfter, als die der beiden anderen.

Das geistige Haupt, Führer und Apostel der heutigen Gduth ist der junge russische Jude Jehuda Kopelewitsch, Freund und Genosse, auch Kerkergenosse Trumpeidors.

Die Gduth arbeitet in disziplinierten Bataillonen auf dem Lande, das ihr vom Jüdischen Nationalfonds zur Verfügung gestellt wird; sie übernimmt auch die Straßenarbeit, die ihr von der englischen Regierung, die Entwässerungs-, Bau- und Pflanzungsarbeiten, die ihr von der Kommission wie von den Zionisten zugewiesen werden. Ihr Grundsatz ist, und sie hofft ihn in Nuriß durchzuführen zu können, daß die Gemeinschaft alles in eigenen Werkstätten zu produzieren hat, was für ihren Bedarf notwendig ist, — vorerst Kleider und Schuhe, später landwirtschaftliche Geräte usw. Wie die Einkünfte aus der gemeinsamen Arbeit, sind auch die Ausgaben zentralisiert. Die Gduth entsendet die Genossen, die sich ihr angeschlossen haben, zu jeder Art von Arbeit, nach Maßgabe der Notwendigkeit der Arbeit und des Interesses der Genossen. Auch Araber nimmt die Gduth auf, falls diese mit den Grundprinzipien der Organisation einverstanden sind und sich der Disziplin fügen wollen. Nach Ablauf eines Probemonats erteilt der geschäftsführende Ausschuß die Genehmigung der Aufnahme des Genossen, der Genossin in die örtliche Gruppe, der sie angehören. Diese verstreuten Ortsgruppen entsenden Delegierte in die Zentrale, die aus sich den geschäftsführenden Ausschuß wählt. Die Zentrale teilt nicht nur die Arbeit an die Mitglieder aus, sondern „befriedigt auch die Kulturbedürfnisse, deren ihre Mitglieder im Lebenskampfe bedürfen“. Sie sorgt für Bibliothek, Vorträge, Unterricht, Kinoaufführungen usw. Bei mangelhaften Erträgen örtlicher Gruppen steht dem zentralen Rat das Recht zu, solche Gruppen aufzulösen und unter die anderen Gruppen der Organisation zu verteilen. Jedes Mitglied der Gduth hat sich im Waffendienst für die Verteidigung der Gemeinschaft auszubilden und zu vervollkommen. In dem Fragebogen, den der Aufzunehmende ausfüllt, steht neben der Rubrik: in welchem landwirtschaftlichen Berufe, Gewerbe oder Kunstzweig der Genosse in der Heimat gearbeitet habe, diese: bei welcher Waffengattung oder Sanitätsdienst er oder sie gedient habe?

Die Gduth — an ihrer Spitze steht außer Kopelewitsch der anerkannte Organisator von Nuriß, der Ukrainer Lewowitsch — verfügt schon heute über eine große Mitgliederzahl, und ihr Ansehen unter den jungen Arbeitern befestigt sich von Tag zu Tag. Sie

wird durch das Beispiel ihrer Arbeit und ihrer sittlichen Auffassung des Problems der „großen Gruppe“ die Arbeiterorganisationen Palästinas sicherlich beeinflussen. Man sagte mir, daß sie bereits eine Vereinheitlichung aller Arbeitstarife in Palästina erzielt habe. Für uns Nichtpalästinenser ist sie wichtig, weil sie, an dem entgegengekehrten Ende anhebend, gleiche Ziele verfolgt wie die „Arbeitsarmee“ Trozkis, die von der Demobilisierung stehender Kampfformationen des Roten Heeres ihre Bataillone bezieht. Ob die Zentralisierung in radikalster Form in Palästina berechtigt und befähigt ist, die Gesamtarbeit des Landes zu lenken, darüber muß die Zukunft entscheiden. Daß dieser Wille zur Zentralisierung sich (wie in Rußland) selber ad absurdum führen kann, bewies auf dem Kongreß von Haiffa ein Antrag des Delegierten Bin Gorion (eines Mannes von unbestreitbar interessanten Einfällen, doch mit unangenehmem „Kommissar“-Beigeschmack), der von jedem in der Gduth Organisierung bedingungslose Unterwerfung unter die Verfügungen der Zentrale, eine Art Mizraim mit Tarifen, forderte. Ueber diese wilde Zumutung ging der Kongreß ohne Debatte zur Tagesordnung über.

Immerhin kann man in Palästina hitzige Uebertreibungen an sich gesunder Theorien oft beobachten. Die Kommission hätte solchen Fällen gegenüber einen schweren Stand; — es erweist sich aber, daß die Notwendigkeiten des Lebens, Einsicht in die gegebenen Verhältnisse des Landes und der in den Menschen selber begründeten Bedingungen der Entwicklung die jungen Heißsporne oft zur Nachgiebigkeit bestimmen. Die Kommission und die junge Arbeiterschaft kommen sich sozusagen auf halbem Wege entgegen.

Gespräch zwischen Kopelewitsch und mir, vor dem Landwirtschaftlichen Museum in Jerusalem.

Ich: „Was seid ihr für Kommunisten? Wie die alten Chalkaleute hier in den Bethäusern ihr Leben aus Spenden frommer Wohlthäter fristen, — wie die alten Kolonisten anno dezimal ihren Unterhalt aus den Fonds der französischen „Alliances“, des Deutschen Hilfsvereins, aus den Millionen des Barons Rothschild usw. zogen, — so baut ihr euren Kommunismus auf den Beiträgen auf, die amerikanische Kapitalisten einer im Grunde gutbürgerlichen Organisation, der Zionistischen Kommission, überweisen. Chalkalkaleute! Der Kommunismus expropriert in anderen Ländern den Kapitalismus, den er dort vorfindet. Ihr expropriert kleinweife den amerikanischen Kapitalisten, je nach dem Posteinlauf; die Gutmütigkeit oder das „Wir wollen nicht wissen, was mit unserem Geld geschieht!“ des amerikanischen Zionisten.“

Kopelewitsch: „Der Kapitalismus muß uns die Möglichkeit schaffen, daß wir kommunistisch leben können.“

Schmetterlinge.

Von Arthur Silbergleit.

Ein alter Maler gewährte zu seinem jähren Entgehen die allmählich wachsende Abstumpfung seiner Sehnerven gegen die launereichen Erregungen des Lichtes. Er begann daher Schmetterlinge zu sammeln, um an den Farben ihrer Flügel die Reizsamkeit seiner Sinne zu schärfen. Da er jedoch die allhernden Florentinder an Nadelspießen in Glaskästen aufbewahrt hielt und bei ihrem Anblick zugleich mit der abenteuerlichen Arabeskenschönheit ihrer Schwingen auch die soldatisch ausgerichteten Reihen ihrer linienstrengen Anordnung und ihre ewige Todesstarrheit zu schauen gezwungen war, begannen seine Bilder zwar in ihren Farbentönen schmelzender, in ihrer Gliederung aber steifer zu werden, denn ihnen mangelte ersichtlich die Lockerung wehender Wirbel, die rhythmische Aufgerissenheit eines ungebundenen Phantasienschwungs.

Da bat der alte Maler einen treuen Jugendgespielen und Kunstfreund um seinen Rat, und dieser bedeutete ihm, doch einen menschgewordenen Falter, eine junge Tänzerin, zu eheischen. So erlor sich der alte Maler in der Tat einen jungen reigenessigen Menschenschmetterling zur Lebensgefährtin, aber bei der farbigen Abenteuerlichkeit ihrer Gefühlsfittiche, ihren rubelosen Sinnenwürbeln, bald Schreier-, bald hüllenlosen Seelentänzen, bei ihrem bachantischen Taumel von Blütenkelch zu Blütenkelch, zitterte auch sein eigenes Leben rasch einem bunten Strudel zu, in dem es mit gebrochenen Schwingen, enttäuscht und von Schwermut ein gedunkelt, hoffnungslos versank.

Landpartie.

Von Hans Klabaftermann.

Einige „Vorwärts“-Leser hatten die Lebenswürdigkeit, mich durch freundliche Schreiben darauf aufmerksam zu machen, daß die Natur sich augenblicklich unter wesentlich anderen Umständen als vor einem halben Jahr präsentiert. Um die Richtigkeit der Meldung nachzuprüfen, entschloß ich mich zu einem Pfingstausflug. Ueber das voraussichtliche Wetter belehrte mich die Sonnabendnummer des „Vorwärts“, die von dem Bestehenbleiben der sehr erwünschten trockenen Bitterung sprach. Indessen bezog sich die Angabe offenbar auf einen anderen Weltteil, denn der Landstrich, den ich zu bevölkern die Ehre habe — Wilmersdorf —, erfreute am Pfingstsonntag die Kartoffel-, Salat- und Bohnenzuchten sowie die sonstigen gärtnerischen Anlagen durch einen dauerhaften, jeder düstigen weißen Bluse abholenden Regen. Um die lustige Stimmung wachzuhalten, die der Himmel in meinem Innern entbrodelte hatte, tat ich etwas für meine Bildung, indem ich den „Lokal-Anzeiger“ las. An bevorzugter Stelle stand ein aktueller Artikel, der mit den Worten begann: „Vor

etwa zweieinhalb Jahrtausenden hatte ein alter Prophet — Ezechiel

hieß er — ein eigenartiges inneres Erlebnis.“ Worauf ich einschloß. Am Montag streiften die Wolken, so daß ich mit den Vorbereitungen für den Ausflug begann. Diese bestanden vornehmlich darin, mich mit Nesselöl einzureiben. Das wird gegen die Mücken empfohlen. Man sagt, den Tieren sei der Geruch unangenehm. Ich habe die Methode als wirksam ausprobiert. Einige Mücken haben allerdings den Schnupfen und lehnen sich daher nicht an den Geruch. Bereits in der Elektrischen wies mich die Klabafterfrau auf das Blühen verschiedener Pflanzen, Kastanien, Goldregen, Jasmin und Rotkehlchen hin. Ob die Beobachtung richtig war, konnte ich nicht feststellen, da gerade in Augenhöhe die Wagenfenster mit bemerkenswerten Tatsachen besetzt sind. Dafür hämmerte sich mir die ethische Forderung ein, daß die vornehme Dame sich mit Puder, Marke „Veiche“, kultivieren soll. Meine Sehnsucht, fort aus dieser Stadt zu kommen, wo sogar die bislang nur mit scheelen Augen angeesehenen Müllkästen für Kellame ausgenutzt werden sollen, klopfte stärker an meine Brust. Mein erster Blick an den Wellen des Wannsees fiel denn auch auf die Tafeln der Sternedampfer, die in weithin leuchtenden Buchstaben den Ruhm der Kal-ka-Zigaretten und der Krokodilstiefel verkünden. Mitten auf dem See ist auch eine Art Hütte wie in den Laubentolonien errichtet. Es ist ein Weinrestaurant.

Als der Dampfer einlief, bemühte sich eine hundertköpfige Menge, durch Stürmen den bevorzugten Platz an der Schiffspitze zu ergattern. Da es sich im ganzen um vier Plätze handelte, hatten die meisten das Nachsehen und entschädigten sich für den entgangenen Genuß durch heiteres Schimpfen, was zur Gemütlichkeit beitrug. Ich selbst war ohne mein Zutun in den Menschenstrudel geraten, wobur mich mitgenommener Napftuchen in Krümelform gebracht wurde. Das Interesse für Bad und Wasser trat bei einigen Naturschwärmern gegen die Erörterung der Preise für Dampferfahrten und sonstige Lebensbedürfnisse in den Hintergrund, andere töteten die Langeweile durch einen schönen Stat.

Endlich kamen wir in Potsdam an. Die Stadt birgt an sonnigen Tagen eine ganze Reihe sprachkundiger Fremdenführer, die den Ausländern die Schönheit und den, ach, vergangenen Glanz des blühenden Militarismus vor Augen wälzen. Jeder Bayer kann an dem noch nicht erstorbenen Potsdamer Geist seine helle Freude haben. Um sich gegen die sengende Hitze zu schützen, laufen auch in Potsdam die Wachtposten mit einer geeigneten Kopfbedeckung herum, dem Stahlhelm. Daß die schöne Sitte bei den Einwohnern Anklang findet, bewies mir ein Gespräch, in das ich in dem reizenden Gartenlokal an der Glienicker Brücke verstrickt wurde.

„Ja, es wird wohl noch eine gute Weile dauern“, erklärte man mir, „bis wir wieder unser altes schönes Deutschland haben; denn augenblicklich ist doch durch die Revolution alles verpestet. Freilich ab und zu erlebt man so erhebende Momente. Komme ich da neulich aus Berlin; wie ich so nach Hause gehe, trapp, trapp, trapp, kommt die Reichswehr im Lauffschritt an.“

„Mit Stahlhelm?“ frage ich.

„Selbstverständlich. Nanu, denke ich, da muß was los sein. Was soll ich Ihnen sagen — Hindenburg wird ermarret. Sie können sich den Jubel denken, wir schrien alle hurra. Passen Sie mal auf, wir werden schon mal die alte schöne Stimmung vom August 1914 wiederbekommen. Vor 14 Tagen war hier drüben Feuerwerk. Natürlich 15 Mark Entree — ich war ja dumm, von hier aus hätte ich es umsonst sehen können — aber na, es war auch schön. Vor allem die Schlachtenmusik, von unserem Reichswehrregiment. Das war Musik, sage ich Ihnen.“

Darauf entgegnete ich:

„Sie müssen wissen, mein Name ist Hans Klabaftermann.“

Dies machte jedoch auf den biederen Potsdamer wenig Eindruck. Woraus ich schliefte, daß ich in Potsdam ebenso wenig bekannt bin wie in Berlin. Gewiß gebe ich mir Mühe, durch meine in die Öffentlichkeit bringenden Aeußerungen ebenso oft Anstoß zu erregen wie Wilhelm oder andere Hohenzollern; aber das Bewußtsein tränkte mich, dennoch noch nicht ihre Volkstümlichkeit erreicht zu haben. Daher fuhr ich kurzerhand ab. Die Potsdamer können lange warten, bis ich sie wieder beehre.

Gelöbnis.

Die Fahne,

Der unsere Herzen entgegenschlagen,
Ist rot wie der Sonne erster Strahl,
Der wir sie stehend entgegentragen,
Ist rot wie das Leben;

Denn sie ist in das Blut all der Brüder getaucht,

Die für die Freiheit ihr Leben gegeben.

Wir aber, die wir im Lichte noch schreiten,

Wir, die wie lebend am Himmel droben

Die Sterne noch gräßen,

Wir wollen geloben:

Nimmer zu ruhen

Und immer zu streben,

Bis alle Winde um rote Fahnen schweben,

Bis die Kraft, die eurem geopfertem Blute entflammt,

Alle Herzen bestammt,

Und die Freien, die alle Gewalt abgeschworen

Und allen Göttern entsagen,

Voll Demut an eure Gräber treten

Und befen.

Erich Orstlag.

Krösus im Lichte der Milliardenzeit. Die amerikanischen Archäologen werden demnächst die Ausgrabungen in Sarges wieder aufnehmen, die durch den Krieg unterbrochen waren, und sie hoffen damit den sagenhaften Schätzen des sprichwörtlich gewordenen Lyderkönigs Krösus auf die Spur zu kommen, der in Sarges residiert hat. Wahrscheinlich aber dürfte die Enthüllung des lydischen Luxus in der Zeit des Krösus für uns eine Enttäuschung bedeuten. War Krösus wirklich nach unseren Anschauungen der märchenhaft reiche Mann, von dem die Erzählungen der sehr viel ärmeren Griechen so viel zu berichten wissen? Alles in der Welt ist relativ, und die Reichtümer des von Solon gewarnten Herrschers haben in unserer Zeit der Milliarden sehr viel von ihrem Wunderglanz verloren. Bei näherer Betrachtung wird sich zeigen, daß das prosaische Scheckbuch eines amerikanischen Dollarkönigs alle die goldgefüllten Truben und Kästen des antiken Millionärs in den Schatten stellt. Ein französischer Gelehrter d'Avenel, der eine Geschichte des Reichtums in den letzten sieben Jahrhunderten verfaßt hat, geht zwar nicht bis auf Krösus zurück, aber er stellt nach sorgfältigen Untersuchungen fest, daß „die Reichen des 20. Jahrhunderts sechsmal reicher sind als die reichsten Persönlichkeiten im Zeitalter des Absolutismus, und zehnmal reicher als die begütertesten Fürsten des Mittelalters“. Man braucht gar nicht auf die amerikanischen Milliarden zurückzugreifen; schon die Einkünfte der großen Finanzleute Europas übertreffen die Summen, die der einst mächtigste König der Welt, Ludwig XIV., zur Verfügung hatte. Vor dem Kriege gab es nach den Feststellungen d'Avenels 10 Leute in Frankreich, die ein Vermögen von mehr als 100 Millionen Frank hatten und 100 „Lebertrösusse“, deren Vermögen sich auf 10—50 Millionen belief. Während des ganzen Mittelalters findet man nicht eine Persönlichkeit, die auch nur drei Millionen zu verzehren gehabt hätte. In der Folgezeit verfügten drei Männer der Geschichte über solche Summen, nämlich Gaston von Orleans, Richelieu und der habgierige Cardinal Mazarin. Das kolossale Vermögen des Bankiers Samuel Bernard, das in seiner Zeit als etwas nie dagewesenes galt, überstieg nicht 20 Millionen Frank. Das ist für einen heutigen Finanzkönig gar nichts; wir haben seit dem Kriege gelernt, mit Milliarden zu operieren, mit Zahlengrößen, von denen sich der alte Krösus noch nichts träumen ließ.

Naturwissenschaft

Die Größe der menschlichen Zellen ist sehr verschieden. Dr. Fritz Kahn berichtet darüber in seinem neuen Werke „Das Leben des Menschen“ (Französische Verlagshandlung, Stuttgart). Die kleinste Zelle ist die Blutplättchenzelle, die sich in ungeheuren Mengen neben den eigentlichen Blutzellen in der Blutflüssigkeit findet. Die zweitkleinste ist die Blutzelle, bekannt unter dem Namen „rotes Blutkörperchen“, die als Sauerstoffträger im Blute schwimmt, und zwar in der unfaßlichen Zahl von 5 Millionen Zellen in jedem Kubikmillimeter Blutflüssigkeit, etwa 22 Billionen in der gesamten Menge des menschlichen Blutes. Als dritte folgt das „weiße Blutkörperchen“, in der Wissenschaft als Leukozyt bezeichnet, die sich durch ihre Gestaltsveränderung und Eigenbeweglichkeit auszeichnet. In der Mitte der Reihe der Zellgrößen etwa sieht die Knochenzelle, die als mikroskopisches Gallerttier in der Steinmasse des Knochens wie eine Auster in ihrer Schale lebt. Erheblich länger, an Masse aber neben der Blutplättchenzelle die kleinste Zelle ist der Samenfaden, die Keimzelle des Mannes, die in ihrem winzig kleinen Köpfchen die ganze Erbmasse des väterlichen Körpers birgt. Wesentlich größer ist die Nervenzelle, in der sich die verschiedenen Nervenfäden wie Telegraphendrähte auf dem Postamt vereinigen, und die in ihrem Plasmaleib einen mikroskopischen und in seiner Bauart noch ganz unbegreiflichen Empfindungs-, Schalt- und Verstärkungsapparat birgt und außerdem in Form von weißen Schollen ihren Betriebsstoff, ihre „Phosphorkohle“, in sich trägt. Schmäler, aber länger ist die Muskelzelle. Die größte aller Körperzellen ist die Eizelle, die einen Durchmesser von $\frac{1}{10}$ Millimeter hat und folglich unter günstigen Bedingungen eben mit bloßem Auge als ein Pünktchen erkannt werden kann. Selbst diese Zelle aber wiegt immer nur noch $\frac{1}{1000000}$ Gramm. Sie ist deshalb so verhältnismäßig groß, weil sich aus ihr nach der Befruchtung das werdende Kind entwickeln muß, bis sich der junge Keim mit seinen Wurzeln in den Boden der mütterlichen Gebärmutter eingesenkt hat.

Wirtschaft

Wieviel Petroleum birgt die Erde? Während die Völker auf die Kundgebungen des Friedens und der Versöhnung lauschten, die von Genua erwartet wurden, sollen sich die dort versammelten „Mächtigen“ dieser Erde angeblich hauptsächlich für das Problem interessiert haben, wie man die russischen Petroleumschätze am besten „verwertlichen“ könne. Die Petroleumfrage ist in den letzten Jahrzehnten, durch den Automobilsismus nicht zum wenigsten, zu einer wahren Weltfrage geworden, der, namentlich die Amerikaner, die Besitzer der größten Petroleummengen, die intensivste Aufmerksamkeit schenken. Darum haben sie sich von den Geologen schätzen lassen, wieviel des kostbaren Erdöls — heute teurer als früher der edelste Wein! — noch ungehoben in den Erdschichten schlummern möge. Hierüber veröffent-

lichen die Commerce Reports der Vereinigten Staaten soeben eine sehr wertvolle Uebersicht.

Die Gesamtmenge von Petroleum, die jemals noch gewonnen werden kann, schätzt man auf fast 82 Millionen Hektoliter. Das ist überraschend wenig, da der derzeitige Verbrauch im Jahre 1,8 Millionen Hektoliter beträgt. In nicht ganz 63 Jahren wird es also kein Petroleum mehr geben, eine Tatsache, an die derzeit wahrhaftig noch niemand gedacht hat!

Diese Petroleumschätze verteilen sich im großen auf folgende Länder. An der Spitze stehen die Vereinigten Staaten, in deren Boden noch 13 Millionen Hektoliter Erdöl ruhen. Dann aber folgt Rußland mit seinen fast 10 Millionen, Persien und Mesopotamien, jedes mit fast ebensoviel. Diese drei Länder werden jedoch von Südamerika übertroffen, dessen Petroleumschätze auf 12—15 Millionen Hektoliter geschätzt werden. Südamerika ist also auch darin ein Land der Zukunft.

Der ganze übrige Erdball ist relativ arm an Erdöl. Ostindien, China und Japan zusammen bergen noch 10 Millionen des wertvollen Deles, Rumänien und Galizien zusammen nur zwei Millionen Hektoliter, der kleine Rest verteilt sich auf alle übrigen Staaten.

Diese Bilanz ist unerfreulich, aber lehrreich. Man vergleiche mit ihr die Interessen und Machtlämpfe der letzten zehn Jahre und man wird erkennen, daß die Menschheit nicht nur Opium- und Landkriege, sondern auch Petroleumkriege geführt hat — und noch führen wird, sei es in friedlicher handelspolitischer — soll man sagen: gemessischer? — Form, teils mit Schwert und Brand.

Rur das eine mag dabei trösten, daß in 60 Jahren, bis unsere Kinder alt sind, auch diese Kriege ausgelämpft sein werden. Denn dann wird Petroleum eine Museumsrarität sein.

Kulturgeschichte

Hundert Jahre Hieroglyphenforschung. Im Frühjahr 1922 waren gerade 100 Jahre verflossen, seit es dem französischen Forscher Champollion gelang, endgültig den Charakter der ägyptischen Hieroglyphen festzustellen und damit der ganzen Ägyptologie eine sichere Grundlage zu geben. Langjährige Forschungen waren dieser Entdeckung vorausgegangen, angeregt durch den Stein von Rosette, der 1799 bei der ägyptischen Expedition Napoleons aufgefunden worden war. Er enthielt eine dreisprachige Inschrift, die zum Teil schon in den nächsten Jahren entziffert werden konnte, zum Teil aber allen Bemühungen, ihren Sinn zu erraten, trotzte. Das Geheimnis, das der Stein verbarg, löste sofort viele Gelehrte: Jean Francois Champollion, der 1808 als achtzehnjähriger Professor für antike Geschichte an der Universität Grenoble geworden war, widmete sich der Aufgabe, es zu enthüllen, mit unbezähmbarem Enthusiasmus. Er hatte schon als Kind arabisch und koptisch gelernt und 1814 ein Werk über die geographischen Namen des alten Ägypten veröffentlicht. Champollion hatte bald einen unbeschränkten Erlaß, als er mit Hilfe einiger, auf dem Rosettestein und auf anderen Inschriften gefundenen „Kartuschen“, die, wie man wußte, die Namen ägyptischer Fürsten enthielten, den größten Teil des Hieroglyphenalphabetes feststellen konnte. Aberhalb Jahre später erschien bereits das Werk, in dem er das Ergebnis seiner Entzifferungen darstellte. Die deutsche Forschung hat später Champollion in einer zweibändigen Biographie das erste Denkmal gesetzt.

Völkerkunde

Die Tibeter und der Mount Everest. Die englische Expedition, die im vorigen Jahre den Mount Everest, den höchsten Berg der Erde vergeblich zu ersteigen versuchte, ist wieder auf dem Marsche. Es dürfte anlässlich dieses Unternehmens interessieren, daß die Tibeter behaupten, es gäbe einen geheimen Weg zum Gipfel des Berges, der aber nur dem obersten Lama des Pombo-Klosters am Berge bekannt sei. In alten Tagen hatten unten am Berge zwei Lamas Klöster gebaut, das eine hing der altbuddhistischen Lehre an, das andere gehörte der reformerischen Pombo-Sekte. Die beiden Aebte wetteeten, wer zuerst mit Hilfe ihrer heiligen den Gipfel des hohen Berges erreichen könnte. Der Pombo-Abt ging schon um Mitternacht los, und er sicherte sich die Unterstützung der höheren Mächte, indem er eine Gebetstrommel zwischen die Beine nahm und auf dieser fleißig trommelte. So war er, unermüdt reitend und trommelnd, bei Tagesanbruch schon bis zur halben Höhe gelangt; eine ganz tüchtige Leistung! Da erwachte der andere Abt, der bis dahin ruhig geschlafen hatte, aber er war nicht weniger als erschrocken. Mit einem kräftigen Gebet schwang er sich auf den ersten Strahl der eben aufgehenden Sonne, und in einer Sekunde stand er oben auf dem Berge im vollen Sonnenschein. Weit entfernt, aus diesem Siege intolerante Folgerungen zu ziehen, lobte er den Konkurrenten wegen seines Eifers und erlaubte ihm, bis zur halben Höhe des Berges ein Kloster zu bauen.

In der Tat befindet sich heute noch da oben, wenn auch nicht gerade in halber Höhe, ein Kloster der Pombo-Sekte, in dem 24 Lamas und 30 Nonnen ihre Gebetsmühlen drehen. Die Geschichte lehrt jedenfalls, daß man diesen Berg, den die Tibeter Chomo-kang-lar oder „Königin des weißen Schnees“ nennen, schon lange als der höchste Berg des Himalaya angesehen wurde. Der Montblanc hat lange warten müssen, bis man ihn als den höchsten Alpengipfel anerkannte; bis vor etwa 150 Jahren dachte man allgemein, die höchste Erhebung der Alpen wäre der Sanct Gotthard.